

Von R. G. Brandstedt.

„Du wirst sehen, es kommt über uns“ sagte die junge Frau des Pastors Lange zu ihrem Mann in einem Ton, als sei er schuld daran. Sie sah halb aufgerichtet im Bett und brachte vor Furcht kaum die Worte heraus. Diese kleine Dame fürchtete sich vor allem, besonders aber vor Gewittern.

Er hatte sich dem Fenster genähert, trat jedoch unwillkürlich einen Schritt zurück vor einem dieser gräßlichen blauen Blitze, die nun seit einer Viertelstunde immer häufiger das Schlafzimmer erschellten. In demselben Augenblick wurde heftig an die Haustür draußen geklopft.

„Ist das der Donner?“ fragte Frau Lange mit gebrochener Stimme.

Der Pastor lautete: „Nein, ich glaube, es klopft jemand an die Haustür.“ sagte er. Und nun erst kam der zu dem Blitz gehörige Donner, ein lautes, stilles Dröhnen.

„Es war also doch der Donner,“ jammerte die Frau, „und du hast mich nur zum besten gehabt mit deiner Erzählung.“

Doch ehe er ihr noch widersprechen konnte, klingelte es draußen heftig und klopfte zugleich wieder.

„Da siehst du's!“ sagte sie und zitterte.

„Am.“ meinte er und begann, sich eilig anzuziehen.

„Du willst doch nicht etwa aufmachen?“ rief sie erregt. „Dumme dich, daß der Blitz immer einschlägt, wenn man die Haustür öffnet. Uhh!“ Der letzte Ausruf galt einem neuen blendenden Blitz, dem das Krachen sofort folgte. Und nun begann der Regen. Sie versuchte Licht zu machen, verwarf aber nur eine Menge Streichhölzer, bis er lam und ihr half. „Du darfst nicht gehen,“ sie hatte meinede seine Hand ergriffen, „das Mädchen kann ja aufschließen.“

Er sah sie einen Augenblick an, entzog ihr dann behutsam seine Hand und ging ruhig aus dem Zimmer. Gleich darauf hörte sie in tödlicher Angst, wie er den Schlüssel in der Haustür umdrehte. „Nun schlägt es ein,“ dachte sie, und verdroh sich unter die Decke. Sie war wohl vielleicht nicht ganz so wie eine Pastorsfrau eigentlich sein soll, aber schlecht war sie nicht, und unter ihren vielen wirren Gedanken in diesem Augenblick war auch der, daß es nicht hübsch von ihr war, zu sagen, das Mädchen solle aufschließen. Wenn also der Blitz nun einschlug und ihren Mann traf, während er die Haustür öffnete, dann war das natürlich die Strafe für sie. Aber nun hörte sie im Hausflur sprechen, es war die ruhige Stimme ihres Mannes und die grobe eines Bauern. — Der Regen goss in Strömen. — Uhh! wieder ein Blitz und Getöse. —

„Du mußt nun vernünftig sein, Anna.“ sagte der Pastor, als er wieder hereinkam, „ich habe Trine gewedt, sie kommt herunter und bleibt bei dir, während ich fort bin.“

„Fort?“ wiederholte sie entsetzt. „Es ist Mad's Mad'sen Karl aus Lilleholt, er ist mit dem Wagen hier, ich muß ihr Kind heute nacht taufen.“

„Du willst mich doch wohl taufen.“ „Das Kind ist von Krät aufgegeben, es kann jeden Augenblick sterben.“

Ein blendender Blitz und gleichzeitig ein Getöse, als ob alles zusammenstürze — wie ein Lachen und Toben der Hölle klang es.

„Versteh dich doch,“ sagte der Pastor, „wir stehen ja alle in Gottes Hand.“

Doch die Frau wimmerte. Und Trine kam herein: „Es hat eingeschlagen, es hat eingeschlagen!“

Der Pastor zog den Mantel an. Seine Frau jammerte:

„Du wirst es doch nicht wagen, fortzugehen? Du weißt ja, es schlägt immer ein, wenn man fährt.“ Und schließlich unter lautem Weinen: „Christiane, wenn du gehst, dann siehst du mich nicht!“

Der Pastor sah sie mit einem seltsamen Lächeln an. Dann nicht er und machte eine aufmunternde Bemerkung, das Wetter sei ja gar nicht so schlimm; er wolle aber noch rasch nachsehen, ob es eingeschlagen habe, was er übrigens nicht glaubte. Nach einigen Minuten meldete er:

„Nein, ich habe im ganzen Hof Umchau gehalten; der Blitz hat nur die Fahnenstange getroffen; es wäre also doch merkwürdig, wenn es öfter als einmal hier auf dem Pfarrhof einschlagen würde.“

„Warum nimmst du nicht den triefenden Mantel ab?“ fragte die Frau. Sein Ton war etwas gezwungen heiter, als er, sie ab und zu ansahend, antwortete:

„Denke dir, Anna, Mad's Mad'sen Karl sagt, er mag es nicht, zurückzugehen, ehe das Unwetter vorüber ist, der Pferde wegen.“

„Gott sei Dank!“ rief die Frau aus. „Mad's Mad'sen Karl ist ein Feigling.“ fuhr er fort, „ich hielt ihm seine Pflicht vor, aber er sagt, es sei schlimmer geworden als vorher, da er vom Hause fortgegangen ist.“ „Trine, können Sie mir nicht sagen, wo meine Galoschen sind?“

Doch Trine rührte sich nicht von der Stelle. Frau Anna verfolgte sein Suchen mit den Augen. Als es ihr klar wurde, warum er seine Galoschen suchte, fuhr sie im Bett empor:

„Christiane, was denkst du zu tun?“

„Ich denke an das kleine Kind, das jeden Augenblick sterben kann,“ sagte er mit Ernst.

„Aber an mich denkst du nicht?“ rief sie.

Da richtete er sich jäh auf: „Ich denke daran, daß ich Pastor bin.“ In diesem Augenblick sah sie das Antlitz ihres Mannes im Schein eines grellen Blitzes, gerade als er diese Worte sagte; und es erschien ihr gleichsam wie die Offenbarung von etwas Großem, Erhabenem, aber Fernem — dann sank sie jamernd zurück in die Kissen; ihr Weinen wurde von dem Platzregen überhört, der an die Fenster prasselte.

Und Pastor Lange ging allein hinaus in das Unwetter und noch dazu ohne seine Galoschen, die er nicht hatte finden können. Seine Frau aber lag im Bett und zitterte vor Angst; und als sie es endlich wagte, die Augen aufzuschlagen, überfiel sie ein neuer Schreck, denn nun war sie ganz allein, auch Trine war fort. Sie hatte sich in den Hausflur hinausgeschlichen zu Mad's Mad'sen Karl; sie konnte nämlich die Frau Pastor nicht leiden, aber gegen Mad's Mad'sen Karl hatte sie nichts, und sie fand es wohl auch beruhigend, bei solchem Unwetter einen Mann neben sich zu wissen.

Auf der Landstraße draußen aber ging der Pastor und kämpfte sich mühsam durch Wind und Regen. Er war so dunzel, daß er keinen Schritt weit vor sich sehen konnte, wenn der Blitz nicht den Weg beleuchtete, doch das geschah auch oft genug.

Der Pfarrhof vom Pfarrhof nach Lilleholt betrug fünfzig Meilen, aber es gab auch einen kürzeren Weg für den, der den Sumpfpfad und den Wald kannte. Der Fahrweg war der bessere, da gab es im schlimmsten Fall auch Hüften; der andere Weg war nur dreiviertel Meilen lang, aber er war auch viel unheimlicher in solch einer Nacht. Der Pastor dachte an das kleine Kind, das jeden Augenblick sterben konnte, und bog von der Landstraße ab, wo der Sumpfpfad begann. Oft mußte er stehen bleiben; und auf den nächsten Blitz wartete, um nicht etwa in den Sumpf zu gleiten. Wenn er nun frant wurde? Denn es wurde ihm eiskalt, als er mit dem dünnen Schutzzeug durch die Nässe ging. Oder wenn ihn der Blitz traf? Oder vielleicht seine Frau daheim? Dann wärten sie voneinander geschieden ohne Verständnis und ohne Veröhnung. —

Hier auf diesem Wege waren sie einst vor einigen Jahren an einem schönen Sommertage zusammen spazieren gegangen, seine junge Frau, die verheiratete, verwöhnte Kopenhagenerin, und er, der ernste schlichte Landpfarrer, der früher Hauslehrer im Hause ihres Vaters gewesen war. Endlich hatte er sie durch seine wiederholten Vorstellungen an jenem Tage vermocht, mit ihm einen Besuch zu machen bei Mad's Mad'sen in Lilleholt; man erwartete das von ihr, Mad's Mad'sen gehörte zu seinen allerbesten Freunden im Sprengel.

Ja, hier waren sie zusammen gegangen. Es hätte ein so schöner Weg werden können. — Sie hätten so viele schöne Wege miteinander machen. — Hätten so viel Gutes und Schönes miteinander erleben können. — wenn nur. — Ach! — seitdem waren sie nie wieder zusammen spazieren gegangen.

Der Pastor blieb stehen, er mußte sich ein wenig verpuffen. Wenn der Donner nicht grollte, konnte er sein eigenes Herz klopfen hören.

„Nun liegt sie zu Hause, ich glaube nicht einmal, daß sie an mich denkt.“ Sieh da, das Schwarze dort, das muß der Wald sein. Hier war es gewesen. Sie war müde geworden und weinte und setzte sich hin und wollte nicht weiter gehen. Sie könne die Menschen hier nicht leiden, sagte sie, es sei eine garstige Gegend, und sie langweile sich zu Tode.

Eine garstige Gegend. — Eine garstige Gegend. — Die Menschen hier nicht leiden können. — Sich langweilen. — Und er kämpfte sich mühsam weiter durch Sturm und Unwetter und das sickernde Wasser und die traurigen Gedanken.

Und als Pastor Lange endlich Mad's Mad'sen's Haus betrat, war sein Antlitz wieder ruhig und klar.

Als aber die heilige Handlung vollbracht war und der Pastor mit der Familie im andern Zimmer saß und bei einer Tasse warmen Kaffees ausruhte, da basst plötzlich jemand draußen an der Haustür, müde Schritte schleppen sich durch den Flur, die Stubentür geht langsam auf — und eine kleine menschliche Gestalt tritt ein, eine Gestalt, die sie alle vor Erstaunen aufstehen läßt. Die Gestalt triest vor Wasser, sie zittert vor Kälte und atmet schwer; sie hält mit beiden Händen vor sich ein Paket, ein mittelgroßes Paket in Zeitungspapier, doch das Papier ist vom Regen aufgeweicht und durchlöchert, so daß man darunter ein Paar Galoschen erkennt.

„Anna! ruf der Pastor, mehr vermöchte er nicht zu sagen.

„Ja, weil. — ich dachte. —“ jammerte seine Frau, konnte aber auch nichts weiter sagen. In diesem Augenblick sah der Pastor das Antlitz seiner Frau im Schein eines grellen Blitzes, gerade als sie diese Worte sagte; und es erschien ihm gleichsam wie die Offenbarung von etwas Großem, Erhabenem.

„Ist die Frau Pastor bei diesem Wetter mit meinem Karl hergekommen?“ fragte Mad's Mad'sen. Doch er bekam keine Antwort, denn sie sank ohnmächtig auf einen Stuhl. Mad's Mad'sen ging hinaus und kam wieder; er berichtete langsam und mit gedämpfem Nachdruck:

„Die Frau Pastor ist den ganzen Weg zu Fuß gegangen.“ Und er sah den Pastor fest an.

Ja, nun ist die Geschichte aus, denn man kann sich denken, daß Frau Anna wieder zum Bewußtsein kam. Und das stimmt auch; denn kürzlich feierten ja Pastor Lange und seine Frau im Lyngdalers Pfarrhof ihre goldene Hochzeit. Es war ein seltenes Fest voll ungeprübter Freude. Bei dieser Gelegenheit hatten sich die Mitglieder der Gemeinde zusammengesetzt, um ihrem verehrten Pastor und seiner nun schon seit vielen Jahren von allen geliebten Frau ein großes Festgeschenk zu machen. Es sollte eine Gabe sein, die sich auf die Veranlassung des Festes bezog, aber auch gleichzeitig jene bedeutungsvolle Begebenheit im Leben des Ehepaars in die Erinnerung zurückrief, die ja jedermann kannte: die Begebenheit aus jener Unwetternacht, von der die völlige Umwandlung der Frau Pastor datierte. Nach vielen Erwägungen des hierzu angelegten Festkomitees siegte der Vorschlag, den der beste Kopf der Gemeinde, der Schmied Jens Mad'sen, ausgedacht hatte. Und da Jens Mad'sen eine Person ist mit dem kleinen Kinde, das der Pastor in jener Nacht gekauft hatte, wird man gleichzeitig darauf schließen können, daß das Kind also damals nicht gestorben ist.

Das Ergebnis seines Vorschlags aber kann hier anschauen, der den Lyngdalers Pfarrhof besucht. Es sind ein Paar vergoldete Galoschen in natürlicher Größe; sie hängen auf dem Ehrenplatze im Wohnzimmer und erregen das Erstaunen aller Kenner.

Die beiden Alten hatten viel von dem Geschenk und mögen es nicht leiden, wenn es je einem einfällt, darüber zu lächeln.

Japanische Zwergbäume.

Von der Kunst der Japaner kommt nach und nach immer mehr auf uns. Die japanischen Zwergbäume sind so ziemlich das jüngste, was wir als neu aus dem Reiche der aufgehenden Sonne im größeren Umfang erhalten. Hin und wieder ist schon in früheren Jahren ein solcher Zwergbaum bei uns eingeführt worden, aber er wurde dann mehr als Kuriosität, denn als ein Werk der Kunst angesehen. Seit Kurzem haben einige große Importfirmen japanische Zierpflanzen in größeren Mengen eingeführt und damit ist ein Ausbruchmittel einer japanischen Kunst uns näher gerückt, der man gleichfalls bei uns in letzter Zeit Interesse widmet: der japanischen Gartentunst. An Ausstellungen ist wiederholt versucht worden, japanische Gartentunst zur Schau zu stellen; allein, was da geboten wurde, ist nicht weit über eine bloße Schaustellung hinausgegangen und hatte mit der Kunst wenig gemein. Des Japaners Gartentunst beruht auf einer außerordentlichen Liebe zur Natur im Allgemeinen, zu den Blumen und Pflanzen in Besonderen. Große Freude hat der Japaner am Grotesken; das kommt überall in seiner Kunst zum Ausdruck. So haben es ihm auch die vom Winde zerzausten Bäume des Berglandes mit ihrem verkrüppelten Wuchse angetan und sie dürfen in seinen Garten fehlen.

Der Garten des Japaners ist meist in der Ausdehnung beschränkt, aber dennoch soll der Garten eine ganze Landschaft mit Höhen und Tälern, mit Wasserfällen und Seen und mit Pflanzen aller Art enthalten. Da muß Alles in's Kleine herabgedrückt werden. Die Gärten werden nicht zum Betreten angelegt, sondern sie dienen nur zum Anschauen. Nach besonderen Gesetzen der Perspektive ausgeführt, spiegelt der Garten einen Bestzer, der von der Veranda seines Hauses am Anblick des Gartens sich erfreut, dessen heimatische Landschaft wieder.

Zwergartige Bäume, die in der Veranda aufgestellt sind, dienen dazu, die Illusion vollständig zu machen, und auch im Hause selbst finden solche Zwergbäume, in kleinen Töpfen oder Bambusgefäßen stehend, häufige Symbolik stets makgebend ist, während der Schmuckwert der Pflanze erst in zweiter Hinsicht in Betracht kommt.

Ob die Kunst der Zwerggärtner japanischen Ursprungs ist, erscheint zweifelhaft. Dr. C. Bred (Hamburg) meint, daß die Japaner die Anregung dazu aus China erhalten haben. Jedenfalls unterscheiden sich die Methoden der Anzucht in beiden Ländern.

Der Chinese befestigt um einen geeigneten Zweig eines Baumes feuchte Erde, in die hinein der Zweig der Wurzel schlägt. Hernach wird der bewurzelte Zweig in einen Topf gesetzt, und nachdem ihm die Endknospe genommen wurde, weitergepflegt. Die nun entspringenden Triebe werden durch Draht in bestimmte Richtungen geleitet.

Der Japaner arbeitet anders. Er zieht seinen Zwergbaum aus Samen heran, und zwar nimmt er ein möglichst kleines Korn, das er in einen Topf in magere Erde auslegt. Dem Keimling wird die Endknospe genommen und von den Seiten-

knospen kommt nur eine zur Entwicklung. Der jetzt entfaltende Trieb wird entweder S-förmig gezogen oder zu einem Knoten verschlungen. Jetzt folgt ein fortwährendes Ausstreifen der Knospen, Biegen und Drehen der Zweige, wobei allerlei Hilfsmittel (Draht, Bambusstäbchen, usw.) den Halt hergeben müssen. Erforderlichenfalls werden durch Veredelung dem Baumchen an bestimmten Stellen neue Zweige eingepflegt. Die Pflanzen werden nur selten in neue Erde umgesetzt, wobei aber jedesmal die Wurzeln stark beschnitten werden. So entsteht als Resultat aus der Summe von magerer Ernährung und beständiger Unterdrückung des freien Wachstums das japanische Zwergbaumchen.

Unter Umständen werden aber auch verkrüppelte Bäume aus dem Freien in Töpfe verlegt und dann in eine entsprechende Behandlung genommen. Das Drehen und Biegen der Zweige erfolgt nach ganz bestimmten Regeln, denn jede Linienführung hat für den Japaner eine symbolische Bedeutung, die je nach der Pflanzenart auch noch wandlungsfähig ist.

Die bevorzugte Baumart ist die Kiefer (Nadelholz-) Familie, weil deren Belaubung andauert. Aber es werden auch mancherlei Laubböler gezogen, so vor allem bestimmte Ahornsorten, dann Ulmen und Kirschenbäume. Unter den Nadelbäumen steht Chamaecyparis obtusa, eine auch in unseren Gärten gepflegte Pflanze, obenan. Den Japaner gilt diese Pflanze als das Symbol der Lieblichkeit. Häufig wird ferner die Kiefer, die als Symbol der Tapferkeit und der Stärke gilt, als Zwergbaum gezogen. Als drittes bemerkenswertes Nadelholz sei der Wachholder genannt. Nicht selten werden verschiedene Arten von Pflanzen auf eine gemeinsame Unterlage veredelt und dann zum Zwergbaum herangeführt.

Die Größe der Zwergbäume variiert recht sehr. Es gibt schon Bäumchen, die noch nicht die Höhe von 20 Centimeter erreichen, und dann solche, die trotz der Höhe von über ein Meter noch als Zwerg angesehen sind. Das Alter der Zwergbäumchen wird meist überschätzt. Gewiß sind hundertjährige Bäume keine Seltenheit, allein die meisten sind erheblich jünger. Nach Dr. Bred zeigen Stammquerschnitte eines mittleren Exemplars von circa 4 bis 6 Centimeter Stammdurchmesser etwa 30 Jahresringe.

Man darf die Zwergpflanzen nicht als Krüppel oder Monstrositäten betrachten, die dem Zufall ihr Dasein verdanken, sie sind entweder wohlüberlegte Nachbildungen erhabener Naturformen oder das gezielte Ausdrucksmittel einer bestimmten Symbolik. Wie mit der Anordnung abgechnittener Blumen in Vasen und Gefäßen der Japaner ganze Geschichten in der Blumensprache wiedergibt, so dienen ihm ähnlich seine Zwergbäume.

Zur Pflege der Bäumchen ist ein Garten unerlässlich. Im Zimmer sind sie dauernd nicht zu erhalten. Im Winter sollen die Pflanzen hell, kühl, fast frostfrei stehen und nur wenig Wasser erhalten. Ueber Sommer stehen die Pflanzen am besten im Freien an windgeschützter Stelle, wo sie mäßig feucht gehalten werden. Gelegentlich kann man die Pflanzen zu Dekorationszwecken ins Zimmer nehmen. Alle zwei bis drei Jahre wird ein Umsetzen in neue Erde erforderlich sein, wobei die Wurzeln beschnitten werden, damit Raum für frische entsteht; es wird dasselbe Gefäß wiederbenutzt. Die im Frühjahr entstehenden Triebe werden jedesmal bis auf wenige Blätter ausgenommen.

Hermann Holm.

Englands Uebermacht zur See.

Allgemeine politische Erörterungen und insbesondere die kritischen Fragen, die sich mit dem Marokkhandel verknüpfen, geben heutigen Tags nicht selten Anlaß zum Vergleichen zwischen der Größe der englischen und der deutschen Flotte. Daß die englische Flotte der deutschen überlegen ist, bezweifelt niemand, aber über den Grad der Ueberlegenheit besteht wenig positives Wissen. Freilich gibt weder die genaueste Angabe der Schiffszahlen jedes einzelnen Typs, noch auch die Angabe des Tonnengehalts oder der Armierung einen Anhalt, der für die Beurteilung der hüben und drüben bestehenden Angriffs- und Abwehrkraft vollkommen ausreichen würde. Die spezielle Lage beider Länder der Seezwecke hierüber eine Rolle; England ist ein Inselreich und hat auf allen Seiten seine Küsten zu beschützen, während Deutschland nur eine verhältnismäßig kurze Küstenstrecke zu behüten hat, wovon zumal die Nordseeküste durch die Vorlagerungen des Wattenmeeres einen natürlichen Schutz genießt. England ist ferner das größte Handels- und Kolonialreich der Welt, so daß ihm daraus gleichfalls eine Wehrhaftigkeit zur See notwendig wird; England hat schließlich keine Armee von Bedeutung und muß daher im Falle kriegerischer Verwicklungen alles auf eine Karte, auf die Flotte setzen. Sollte es jemals irgend einer Art, eine Armee auf englischem Boden zu landen, so wäre das der Anfang vom Ende der englischen Selbständigkeit. Aus diesem Grunde besteht in der britischen Welt eine starke nervöse Beweglichkeit gegenüber allen Flottenplänen anderer Großmächte. Die englische Marinepolitik vertritt den „Zweimächte-Standpunkt“, d. h. England ist bestrebt, seine Flotte so stark zu machen und zu erhalten, daß sie denjenigen der zwei nach ihm größten Seemächte zusammengekommen überlegen ist. Also selbst bei der denkbar ungünstigsten politischen Wädel-Gruppierung würde die englische Flotte immer noch die Ueberlegenheit zur See besitzen, wenn man dieser Beurteilung lediglich das tote Material zu Grunde legt. Ueber den Wert und die Ueberlegenheit der Belagerung der Schiffe, des Seefliegerkorps, der besseren Ausbildung und Führung kann nur der Ernstfall selbst die Entscheidung bringen. Jedenfalls besteht wenig Aussicht, daß durch erneute Schiffsbauten, wie sie die Nervosität in manchen deutschen Kreisen fordert, das bestehende Stärkerhältnis geändert wird. Von den modernen Linienschiffen, den Dreadnoughts, hat England jetzt elf fertig und elf werden gebaut, während Deutschland nur sieben fertige und neun im Bau befindliche besitzt. Ein Dreadnought unterscheidet sich von einem älteren Linienschiff durch die Größe und die Armierung. Früher baute man Linienschiffe von etwa 13- bis höchstens 16,000 Tonnen. Der „Dreadnought“, das Urschiff, das am 10. Februar 1906 seinem Element übergeben wurde, hat ein Displacement von 20,000 Tonnen, und heute stellen die Vereinigten Staaten Dreadnoughts von 28,000 Tonnen her. Die schwere Armierung des früher gebräuchlichen Linienschiffes bestand aus vier Geschützen, jetzt tragen die Dreadnought zehn und zwölf große Kanonen, also vom Kaliber 30,5 Cm. wie die Vertreter der deutschen Helgoland-Klasse, oder 34,3 Cm., wie der englische Orion, oder 35,6 Cm. wie die nordamerikanische Texas. Der Linienschiffstypus entstand aus dem Panzerkreuzer. Bei ihm haben wir das Anwachsen des Displacements in noch verstärktem Maße. Die deutschen Panzerkreuzer, die Anfang des Jahrhunderts vom Stapel liefen, verdrängten 9000 Tonnen. Der neueste Linienschiffstypus Moltke ist 23,000 Tonnen groß und die englischen Neubauten gar 27,000 Tonnen. Der „Moltke“, der zur Zeit das schnellste große Kriegsschiff der Welt ist, erzielte bei den Probefahrten 29,5 Seemeilen (1851 Meter). Naturgemäß beanspruchen die dazu nötigen riesigen Maschinen viel Platz und Gewicht. So bleibt für die Armierung und Panzerung nur noch wenig übrig, und infolgedessen sind die Linienschiffstypen schwächer geschützt und armiert als die Linienschiffe. Sie tragen z. B. meist nur acht, höchstens zehn schwere Geschütze. Die deutschen Torpedoboote sind als vorzüglich bekannt, sie sind die schnellsten von allen Marineschiffen. Bedenklich zurück steht Deutschland im Unterseewesen. In England sind die neuen Boote mit Funkensprach-Einrichtung versehen und haben sich bereits offen zu vorzüglich bewährt. Drei Boote traten schon Ende des vergangenen Jahres die weite Reise nach Hongkong an. Verschiedene sind ferner in Malta und Gibraltar stationiert, und drei Flottillen je 12 Boote liegen an der Ostküste. Aus dem kurzen Ueberblick wird der Laie entnehmen, daß das englische Schiffsmaterial um mehr als das Doppelte stärker angesprochen werden muß, als das deutsche, und das ist das Ergebnis, zu dem jeder Sachmann bei objektiver Abschätzung der beiden Flotten gelangen wird.

Wenn die Frau tanzt, so hüpf die Magd.

„Weißt du, Mutter, ich wollte, ich wäre ein Mann und hätte einen großen Wallbart.“

„Warum denn, lieber Kind?“

„Nun, dann brauchte ich mein Gesicht nur halb zu walzen.“

Lafanisch.

Frau (entsetzt zu ihrem beschwipsten Gatten, der mit blutbespuckter Weste heimkommt): „Um Gotteswillen, Du blutest — was ist Dir zugestoßen?“

Mann (mürrisch): „Frag' net so dumm. — A Laternenpfaß!“

Anstrengende Gardinenpredigt.

Ehemann (Morgens): „Diese Nacht muß ich in einem schneen Zustande gewesen sein, als ich nach Hause kam. — meine Frau ist total heiser!“

Wo lag der biblische Staat.

Der Ueberlieferung nach gilt der Dschebel Musa (Moiesberg) als Berg der Gesetzgebung. Erst im Jahre 1816 kam der berühmte Reisende Ludwig Burckhardt durch seine Forschungen auf der Sinaihalbinsel auf die Vermutung, es sei vielmehr der Dschebel Serbal als derjenige anzusehen, auf dem Jahwe sich den Kindern Israel's offenbarte. Dieser Annahme stimmten Lepsius und Ebers bei, während Karl Ritter und Tischendorf sich zu Gunsten der alten Tradition erklärten. Die neuesten Untersuchungen führen bezüglich der Lage des Berges der Gesetzgebung zu einem wesentlich andern Ergebnis. Es war zuerst 1873 der englische Geograph Charles Beke, der betonte, daß in der biblischen Erzählung die Erinnerung an einen großen vulkanischen Ausbruch vorliege, und diese Ansicht wird von Guntel und Stade ebenfalls vertreten. In der Tat paßt die Schilderung 2. Mos. 19 durchaus zu dieser Annahme. Dort heißt es: „Eine schwere Wolke lagerte über dem Berg; Rauch stieg von ihm auf, wie von einem Schmelzofen, dazu Donner und Blitze, ein starkes Eisenmetter von Vossanen. Jahwe fuhr im Feuer auf dem Berg herab. Der ganze Berg erbebt.“ Hiernach mußte der Sinai damals wirklich einen vulkanischen Ausbruch gehabt haben, allein die geologischen Untersuchungen ergaben, daß weder Dschebel Musa noch Serbal vulkanischer Natur sind, ja, daß auf der ganzen Sinaihalbinsel vulkanische Bildungen völlig fehlen. Die Frage ist daher: wo gibt es in der Nähe der Sinaihalbinsel einen vulkanischen Berg, auf den man den biblischen Bericht beziehen könnte? Diese Frage scheint jetzt durch die Forschungen von Prof. A. Müll und L. Rober gelöst zu sein. Nach dem vorläufigen Bericht von Müll im Anzeiger der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ist der wahre biblische Berg Sinai in dem Vulkan Hala-I-Bedr zu sehen, der unter 27 Grad 12' nördliche Breite und 37 Grad 7' östliche Länge v. Gr. liegt, westlich von der heutigen großen Eisenbahnlinie. Nach den Mitteilungen des Geologen L. Rober handelt es sich dort um jungvulkanische Bildungen, die in nord-südlicher Richtung sich erstrecken und mit basaltischen Beden und Tuffen die höchsten Basen der nubischen Sandsteine erfüllen. Die Annahme, daß dort in historischer Zeit ein vulkanischer Ausbruch stattgefunden habe, findet darin Unterstützung, daß ähnliche Vorgänge in der weiter südlich gelegenen Vulkanregion von Medina aus den Jahren 1242, 1252 und 1256 bekannt sind. Bei dem letzten Ausbruch wurden Sonne und Mond sogar in Damaas durch den Rauch verfinstert. „Erweist sich“, sagt Prof. Oberhamer, „Mülls Lokalisierung als zutreffend, so gebührt ihm das Verdienst, auf die durch Beke und Guntel eingeleitete Frage der Verlegung des Berges der Gesetzgebung aus der Sinaihalbinsel nach Arabien die Antwort gefunden zu haben. Die Tragweite dieser Entdeckung kann kaum hoch genug geschätzt werden. Unendliche Mühe und Scharfsinn sind darauf verwandt worden, den Zug der Israeliten durch die Sinaihalbinsel festzustellen. Nun ist das alles in den Wind gesprochen. Das Schiffsmeer, nach dessen als wunderbar geschilderter Durchquerung die eigentliche Wüstenwanderung begann, ist nun nicht mehr die Nordspitze des Golfs von Sues, sondern jene des Golfs von Akaba. Die Suche nach den einzelnen Stationen des Wüstenzuges kann nun in Midian von vorn beginnen, ob mit Erfolge, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls stehen wir in der Sinaifrage am Beginn einer völligen Umwälzung aller überlieferten Anschauungen.“

Professor (der die Ereignisse der Vortagelomastnacht vorträgt, wird durch den Lachen einer seiner Zuhörer getrieben): „Wie ist es nur möglich, ungelächtes dieser blutigen Vorgänge zu lachen?“

Schüler: „Herr Professor, es war eine Blutade!“

Das Bessere.

A.: „Ich frage Sie doch, ob Sie mir die fünfzig Dollars borgen wollen; warum erhalte ich keine Antwort?“

B.: „Es ist besser, ich bleibe Ich.“ die Antwort schuldig, als Sie später die fünfzig Dollars.“

